



GE

FÜ

KLAUS MARIA FISCHER

GE

Roman

Für Carola

Inhalt

Vorab

1. Ein Grundstück
2. Treibgut
3. Familie Weller und der Krieg
4. Vom Abfliegen und Ankommen
5. Clara und Felix
6. Flüchtlinge im eigenen Land
7. Die neue Liebesordnung
8. Lottes Schweigen
9. Unter Frauen
10. Alles, und zwar sofort
11. Bau und Haus
12. Einzug
13. Maja
14. Entgleist

15. Unter der Linde

16. Ein Kind

17. Vor dem Nichts

18. Felix Pindor

19. Alles fügt sich

Zum Schluss

Danksagung

Vorab

Der Tag meines Glücks ist der 8. Januar 2012, denn an diesem Tag bot mir mein bester Freund aus Jugendtagen, Felix Pindor, sein Haus zum Kauf an. Kauf wäre zu viel gesagt, ein Geschenk eher, denn der Preis, den er dafür verlangte, war lächerlich niedrig. Am Abend zuvor hatte er mich angerufen und gesagt, er müsse mich dringend sprechen. Wir verabredeten uns in einem Bistro in Sachsenhausen und ich war neugierig zu erfahren, was derart dringend sein könnte, denn zu jener Zeit hatte ich kaum Kontakt mit ihm. Unsere Leben waren nach der Schule aus banalen Gründen langsam, aber beständig auseinandergedriftet - Job, Partnerschaft, Familie. Ich wusste nur noch wenig über ihn. Dass er im Marketing einer Bank in Frankfurt arbeitete und nach einer Scheidung wieder geheiratet hatte. Er war kinderlos, soweit ich wusste. Im selben Bistro hatten wir uns vor wenigen Monaten wiedertreffend, nachdem es auch mich beruflich in die Stadt verschlagen hatte. Versuch eines Neubeginns, einer Art Freundschaft 2.0, bei welcher Gelegenheit sich auch unsere Frauen Clara und Judith kennengelernt haben. Er sah blendend aus, überraschte uns mit einer tollen Frau an seiner Seite und wirkte sehr entspannt. Er mochte immer noch die Farbe Schwarz, doch die Pullis und Jeans früherer Jahre hatte er gegen einen schicken Anzug mit Shirt getauscht. Eher beiläufig erfuhren wir, dass er Karriere gemacht hatte und das Marketing der Bank leitete. Vermutlich parkte vor der Tür sein schicker Wagen, aber er

erwähnte es nicht. Augenscheinlich brachte ihm die Stadt Glück.

Doch kam die wiederentdeckte Verbundenheit seither nicht so recht in Gang. Mehrere Versuche, sich mit den Frauen gemeinsam zu treffen, schlugen fehl und zwischendurch war Felix überhaupt nicht zu erreichen. Wären Judith und ich damals nicht so sehr mit uns selbst beschäftigt gewesen – der Geburt der Zwillinge und der Neuausrichtung meiner Karriere in der fremden Stadt, in der wir ein zu kleines, aber völlig überteuertes Dreizimmerappartement bewohnten –, hätten wir vielleicht aus der Lokalpresse etwas vom Fall Pindor mitbekommen. Ich hätte mir die Zeit genommen, Felix zu helfen, wenn er denn Hilfe benötigte und sie angenommen hätte. Ich hatte jedoch nicht die geringste Ahnung, und er muss dies gespürt haben, denn er war frei von Vorwürfen, als wir uns an jenem nassen, für Januar viel zu milden Tag an einem Tischchen in einer ruhigeren Ecke des französischen Restaurants gegenüber saßen. Sein Großmut ist mir freilich erst bewusst, seit ich im Bilde bin über die Ereignisse der vorangegangenen Monate.

Ich erschrak, als ich ihn sah. Er hatte abgenommen, und die Ringe um seine Augen schienen sein Wesen auszuhöhlen. Sein Haar, vor kurzem noch schwarz, war plötzlich ergraut. Er kam schnell zum Punkt und bot mir an, sein Haus, und mit ihm alles, was darin sei, zu übernehmen.

Ich war erschüttert. Er hatte mir dieses Haus einmal gezeigt, damals ein Neubau kurz vor der Fertigstellung. Wir waren im Anschluss an eines unserer wenigen After-Work-Biere, die wir seit der Wiederbelebung unserer Freundschaft zustande bekommen hatten, in den Taunus gefahren, weil ich mich dafür interessierte, wo und wie man im Rhein-Main-Gebiet gut und bezahlbar leben kann. Er präsentierte mir eine kleine Villa, die keine Wünsche offenließ, mit Garten und Doppelgarage. Ich staunte und war auch ein wenig neidisch auf seinen Erfolg im Leben, den ich durch dieses

auffällige Zeichen moderner Architektur als gesetzt ansah. Ein solches Haus wäre ein Traum für mich und meine Familie - und würde es angesichts unserer finanziellen Lage zweifellos immer bleiben.

Auf meine naheliegende Frage, warum, ging er nicht ein.

»Ausgeschlossen, Felix. Dein Haus ist großartig und ich würde es sofort übernehmen, aber das können wir uns nicht leisten. Und mit allen Möbeln?«

Er nickte zunächst, schüttelte dann aber vehement den Kopf. »Ja. Macht damit, was ihr wollt. Ich mache euch ein Angebot, das ihr nicht ablehnen könnt.«

Daraufhin erzählte er mir eine Geschichte. Seine Geschichte und auch wiederum nicht seine. Mir wurde bewusst, dass er bei unseren Bieren zum Feierabend oberflächlich und verschlossen geblieben war. Wie gesagt, ich war neu in der Stadt, von deren Reizen überflutet, von der Neuorientierung mit meiner jungen Familie gefordert, und ich denke, es ist diesen Umständen geschuldet, dass ich mich nicht über seine Zurückhaltung wunderte, die er an diesem Abend beendete. Was er mir zu berichten hatte, zeugte von Verwirrung, davon, dass er selbst nicht begriff, was ihm zugestoßen, was um ihn herum vorgegangen war. Dies kann ich ihm als Entschuldigung dafür anrechnen, dass er sich mir nicht früher anvertraute. Vermutlich brauchte er diese Zeit auch, um sich zu vergewissern, dass ich der Richtige sei für das, was er glaubte tun zu müssen. Jedenfalls hatten diverse Ereignisse dazu geführt, dass seine von mir so heil eingeschätzte Welt eingestürzt und eine neue Welt aus seiner Sicht nur durch einen kompletten Neubeginn wieder zu errichten war. Mit einem ironischen Grinsen bemühte er dafür den abgedroschenen Bezug zu Hesse, wonach jedem Anfang ein Zauber innewohne. Solche Anfänge hatten wir uns mit zwanzig nicht vorgestellt, und Felix' Verbitterung, die in seiner gesamten Erzählung mitschwang, beruhte vermutlich auch darauf, dass er seinen eigenen naiven Idealismus durchschaute: auf der

verzweifelten Suche nach einem dringend benötigten Zauber.

Bezeichnenderweise spielt diese Geschichte in den Jahren des Kachelmann-Prozesses, jenem Strafverfahren über eine vermeintliche Vergewaltigung in einer Liebesbeziehung, die den Kölner Strafrechtler Norbert Gatzweiler zur Aussage veranlasste, dass dieses Verfahren das wohl erschütterndste Beispiel für die aus den Fugen geratene Medienberichterstattung in unserem Land sei. Von Anfang an sei dabei nicht nur die Unschuldsvermutung mit Füßen getreten worden. Schwerwiegende Fehlentscheidungen, eine kaum noch nachvollziehbare Einseitigkeit der ermittelnden Staatsanwaltschaft und eine über weite Strecken immer deutlicher werdende Vorfestlegung des Gerichts, jeweils in deutlicher Kombination mit lancierten Medienberichten, hätten jede Chance einer fairen Prozessführung von Anfang an zunichtegemacht.

Für meine Begriffe ein Vorgeschmack darauf, wohin sich die Öffentlichkeit und die von ihr überschätzte eigene Meinung in Zukunft entwickeln wird, vor allem, wenn es um das Thema Sexualität geht. Von wegen Aufklärung, von wegen sexuelle Revolution. Vordergründig hat die Gender-Diskussion alle sexuellen Unebenheiten planiert, doch pröder denn je, diese öffentliche Meinung! Und wenn ich mir den Verlauf der Geschichte ansehe, in der Felix eine Rolle spielte, fühle ich mich darin bestätigt.

Zunächst schien sich darin fast alles um das Haus selbst zu drehen. Allerdings war das auch der Aspekt, der mich am meisten interessierte. Sein Angebot war in der Tat verlockend, die eindringliche Wiederholung, dass ich ihm dadurch einen Freundschaftsdienst erweisen würde, ermutigend, so dass ich die Gelegenheit nutzte und zugriff.

Judith, die sich nicht allzu viele Gedanken über die Hintergründe machte, begeisterte sich sofort für die Idee, die räumliche Enge der Stadtwohnung gegen den Luxus

einer Villa vor den Toren der Stadt einzutauschen. Ich bezog mit meiner Familie schon zwei Wochen nach unserem Gespräch, und noch bevor alle Verträge und Formalitäten abgeschlossen waren, das Anwesen, das er »Das Haus unter der Linde« nannte. In seinem Arbeitszimmer fanden wir einen Berg Papiere. Texte, zusammenhanglose Passagen, manche Seiten am Computer geschrieben, manche von Hand. Dazu ein Wust an Artikeln und Kommentaren aus Zeitungen und sozialen Medien. Manches Blatt war zerknüllt, andere zerrissen und wieder zusammengeklebt. Einige waren von eingetrockneten Flecken in der Größe von Wassertropfen gewellt. Dieses Material war der Schlüssel zur Antwort, die sich auf meine Frage: Warum?, wie beim Häuten einer Zwiebel langsam herauschälte. Ich bleibe dabei, ein echtes Glück für meine Familie, auch wenn ich längst weiß, dass das scheinbar so überaus günstig erstandene Gebäude nur die schöne Verpackung einer am Ende tragischen Angelegenheit war, zu deren Teil ich unfreiwillig geworden bin. Ich kann niemand etwas vorwerfen. Felix nicht, und schon gar nicht Judith. Ich selbst war es, der nach einer Antwort gesucht und sie gefunden hat, indem ich alles, was ich darüber weiß, in meinen Gedanken ordnete und nun in einem Zusammenhang erzähle, der mir wahr oder zumindest naheliegend erscheint.

1 Ein Grundstück

Hätte Clara Pindor gesehen, was sie erst zwei Jahre später sehen würde, und hätte sie gewusst, was sie zwei Jahre später wusste, sie hätte vermutlich getan, was sie zwei Jahre später tat, als sie auf das Gaspedal drückte und das Weite suchte. Stattdessen stieg sie aus ihrem Wagen und gab damit dem Verlauf ihres Lebens eine neue Richtung.

Die hohe Mauer entlang der Straße wirkte bedrohlich. Der Beton, aus dem sie einst gegossen worden war, bröckelte an einigen Stellen in kleinen Klumpen aus der Wand, und es schien ihr fast, als würde die dunkelgraue Fläche, deren Zweck wohl darin lag, den dahinterliegenden Hang wirkungsvoll abzustützen, heute nur noch durch das hier üppig wuchernde Moos und Efeu zusammengehalten. Die weit ausladenden und dicht gewachsenen Kronen zweier alter Eichen ragten über die Begrenzung des dahinterliegenden Grundstücks so auf die Straße hinaus, als wollten ihre Äste nach vorbeigehenden Passanten und Fahrzeugen greifen, zumindest aber ihnen das Licht des Tages ein wenig rauben. Es war kein Ort, der zum Verweilen eingeladen hätte. Hier zu wohnen, schien ihr völlig abwegig. Die Fahrt hier raus, vergeudete Zeit, wie es schien, während im Büro die Arbeit liegen blieb. Etwa auf halber Höhe der Eingrenzung wurde deren Flucht durch einen von der Straße um mehrere Meter zurückgesetzten Unterstand unterbrochen. Was vermutlich einmal als Garage gegolten hatte, erschien nun durch das installierte und von Grünspan überzogene Eisengitter eher wie eine abgesperrte Räuberhöhle. Der vage Blick, den das dämmrige Restlicht

auf das Innere des Raumes zuließ, offenbarte dem Betrachter außer etwas Brennholz, einem klapprigen Fahrrad und großen Mengen an Hausmüll nichts Spannendes; Verwahrlostes eben. Enttäuscht fasste sie sich an die Schläfe. Es fiel auf den ersten Blick auf, dass dieses Anwesen im Taunus, in einem am Waldrand gelegenen Vorort der Gemeinde Steinhausen, dem Untergang entgegenging.

Die Frau, die aus dem schnittigen Coupé gestiegen war und so skeptisch dreinblickte, trug einen gut sitzenden Businessanzug. Das beobachtete eine Nachbarin vom Küchenfenster aus und würde es gleich aufgeregt ihrem Mann zu berichten haben. »Eugen, eine Fremde aus der Stadt sieht sich gerade das Grundstück vom Weller an.«

Auf dem Dorf bleibt nichts unbemerkt.

Die Fremde nahm die Örtlichkeit mit prüfendem Blick in Augenschein. An der linken Seitenwand der Zufahrt lag ein durch ein schweres Eisentor gesicherter Mauerdurchgang, hinter dem eine schmale Treppe nach oben führte. Das Tor war angelehnt. Einige schon vergilbte Werbebroschüren lagen lose auf dem unteren Treppenabsatz, einen Briefkasten schien es nicht zu geben. Die ursprünglich in die Wand eingelassene Klingel hing, zusammen mit einem oxidierten mehradrigen Kabel, herausgerissen in der Luft. Die Stufen lagen im Halbdunkel, obwohl die Sonne um diese Uhrzeit hoch am Himmel stand. Die Frau ging darauf zu und rümpfte die Nase. Ein modriger Geruch breitete sich von hier aus. Sie musste sich in der Adresse geirrt haben, denn was sie hier vorfand, entsprach keineswegs dem, was die Annonce versprochen hatte. Parkähnliches Grundstück, das konnte ja wohl nicht ernst gemeint sein. Der Blick nach oben lenkte ihre Aufmerksamkeit auf weitere Eichen, die hinter der Mauer standen, die vorderste so dicht am Treppenaufgang, dass sie bereits die Betonwand einzudrücken drohte. Die Bäume mussten über hundert

Jahre alt sein, schätzte sie, und das in einem vorstädtischen Wohngebiet. Beeindruckend.

Clara Pindor war auf der Suche nach einer Immobilie für sich und ihren Mann Felix. Seit mehr als achtzehn Monaten studierten sie einschlägige Zeitungen und Internetseiten, um das Objekt ihrer Wahl zu finden, doch Immobilien im Rhein-Main-Gebiet standen in der Regel völlig überteuert oder veraltet zum Verkauf, und Grundstücke für die Verwirklichung eigener Träume gab es kaum. Gestern war Clara auf die Anzeige einer lokalen Maklerin gestoßen: »Parkähnliches Grundstück für Bauträger. Zwei Doppelhäuser möglich. Hanglage.« Warum hatte sie auf dieses Angebot überhaupt reagiert? Wo sich ausreichend Platz für zwei Doppelhäuser bot, würden sie niemals ein Einfamilienhaus wirtschaftlich errichten können, und wo Bauträger die Hände im Spiel hatten, war für Privatleute meist wenig zu machen. Dennoch hatte sie die Maklerin angerufen. Eine diffuse Eingebung, dass dieses Grundstück hier etwas Besonderes sein müsse. Von Besonderheiten fühlte sie sich oft magisch angezogen. Außerdem hatten sie und Felix im Lauf der Suche schon so viele Enttäuschungen erlebt, da kam es auf eine weitere nicht an. Auch hätte sie sich wundern müssen, dass die Maklerin kein großes Interesse bekundet hatte, sie persönlich zu begleiten. Sie hatte ihr ohne weiteres die Adresse des Objektes verraten und angeboten, es sich bei Gelegenheit anzuschauen. Das war ungewöhnlich offen für jemanden aus einer Branche, in der üblicherweise ohne eine Unterschrift zur Sicherung der eigenen Courtage gar nichts zu bewegen ist. Aber man musste jede Gelegenheit prüfen, und war die Erfolgchance noch so gering.

Da sie sich jetzt schon vor Ort befand, würde sie es auch etwas genauer begutachten und sich nicht nur vom ersten Eindruck, der gewissermaßen vernichtend war, leiten lassen. Sie könne sich ganz ohne Zeitdruck umsehen, da das Gebäude leer stehe, hatte die Verkäuferin betont. Eilig

schien diese es nicht zu haben. Das irritierte Clara. Sie konnte sich den Grund dieser Zurückhaltung nicht erklären. Immerhin, die Waldrandlage an den sanften Hügeln am Rand der Region, idyllisch gelegen und doch mit guter Verkehrsanbindung nach Frankfurt, wo sie und Felix arbeiteten, war exzellent.

Jetzt stand sie also neugierig am Treppenaufgang des heruntergekommenen Anwesens und musste sich überwinden, langsam Stufe um Stufe nach oben zu gehen. Als sie den oberen Treppenabsatz erreichte, war ihr mulmig zumute und sie zögerte kurz, als würde im Gebüsch eine unbekannte Gefahr lauern. Dann wandte sie sich langsam nach rechts in Richtung des vermuteten Hangs. Doch dieser war durch die Mauer abgefangen und eine weitläufige Ebene breitete sich vor ihr aus. Ein Ort, wie geschaffen für eine Traumvilla, verstellt nur durch ein Heer von wuchtigen Stämmen, zwischen denen im hinteren Teil des Grundstücks ein altes Häuschen stand. Sein von Grünspan überzogenes Satteldach neigte sich Clara abweisend entgegen. Die bräunlich schmutzige Fassade war nur durch ein kleines Panoramafenster unterbrochen. So hatte sie sich immer das Häuschen ihrer Großeltern in Osterath vorgestellt, das sie nur von Erzählungen ihrer Eltern und ein paar vergilbten Fotos kannte und an dessen Stelle heute eine stattliche Unternehmervilla steht. Die Eltern hatten das Haus nach deren Tod verkauft, was Clara bis heute bedauerte. Sie hatte es sich stets romantisch vorgestellt, im renovierten Haus der eigenen Großeltern zu leben. Aber nun konnte sie die damalige Entscheidung ihrer Eltern nachvollziehen. Der wenig reizvolle Anblick des Gebäudes bremste ihre kurz zuvor noch aufkeimende Euphorie. Einer der Bäume stand dicht an einer nach innen gekehrten Ecke des Hauses, das um den Stamm herumgebaut schien. Einzelne Dachziegel waren beschädigt oder fehlten ganz.

In unmittelbarer Nähe der anderen Baumstämme verkümmerte alles Pflanzliche. Dazwischen, fast

flächendeckend von den Baumkronen überschattet, stand das Gras kniehoch, zusammen mit einer Vielzahl Eichsetzlinge. Der unbefestigte, mit quadratischen Waschbetonplatten nur teilweise belegte Weg, der zum Haus führte, schien benutzt zu werden, denn vereinzelt waren Trittspuren in der Erde zu erkennen. Wohnte hier wirklich niemand? Clara fühlte sich wie ein unerwünschter Eindringling. Trotzdem folgte sie dem Weg, der immerhin trocken vor ihr lag, so dass sie nicht befürchten musste, ihre Schuhe und ihre Hose zu verschmutzen. Hinter dem Haus verlief eine Wäscheleine zwischen zwei Baumstämmen. Stoffetzen hingen darüber. Wäsche oder zerschlossene bunte Wimpel? Schwer zu sagen. Das Gebilde wirkte, als wehe es seit längerem im Wind. Der hinterste Teil des Grundstücks lag etwas erhöht. Hier roch es noch modriger als in der Einfahrt, eine Mischung aus Wald und Müll. Clara hielt die Luft an und ging ohne auszuatmen in schnellen Schritten den Weg zurück. Erst als sie wieder auf der Treppe angekommen war, ließ sie die Luft mit einem leichten Zischen durch den geschlossenen Mund entweichen. Was sollte sie hiervon halten?

Sie setzte sich in ihren Wagen, startete den Motor und machte sich gedankenverloren auf den Weg nach Hause. So lange schon waren sie und Felix nun auf der Suche nach einem Platz für ihr zukünftiges Leben. Die bescheidene Dachgeschosswohnung in Neu-Isenburg, in der sie seit fast drei Jahren gemeinsam wohnten, war von Anfang an nur als Übergangslösung geplant gewesen, für einen kleinen, aber konkreten Neuanfang, den sie damals miteinander gewagt hatten, nachdem beide mit Mitte dreißig, nach jeweils gescheiterten Beziehungen, vor dem Scherbenhaufen ihres Lebens standen. Es hatte kräftig gefunkt zwischen ihnen, das Ohneeinander inzwischen kaum noch vorstellbar, und nun schmiedeten sie Pläne für die gemeinsame Zukunft, als greifbares Zeichen ein gemeinsames Heim, nur für sie

beide. Verrückt. Sie wäre früher niemals auf die Idee gekommen, ein eigenes Haus zu bauen.

Mit Ralf, ihrem Exfreund, war alles nur schwierig gewesen. Sie hätten zusammen nach Asien gehen können. Als deutsche Juristin hätte sie in China, dessen Sprache sie sich in Grundzügen angeeignet hatte, leicht einen Job gefunden. Aber er wollte nicht. Zukunftspläne, Familie, alles zu viel, er hatte kalte Füße bekommen. Und jetzt tingelte er allein durch die Welt, Indonesien oder weiß der Teufel wo. Sie war längst drüber hinweg.

Mit Felix war alles anders. Er ließ sich begeistern, für ein Haus, für die Liebe, für die Leidenschaft. Das war es, was den Unterschied machte, das war es, was sie brauchte. Jemanden, der sich mit Leidenschaft auf sie einließ, bedingungslos, verbindlich. Es war nicht zu erwarten gewesen, nach dem misslungenen ersten Date in Frankfurt.

Sie schmunzelte, setzte den Blinker und zog mit Vollgas an dem vor ihr fahrenden LKW vorbei. Statt Asien jetzt also Hintertaunus. Ein Grundstück, völlig verwildert, teuer und mit einer Bruchbude bebaut. Aber die Lage war gut: idyllisch, uneinsehbar und zugleich stadtnah. Wie das Haus der Großeltern, keine zwanzig Kilometer von Düsseldorf entfernt. Sie konnte sich nicht erklären, warum sie gerade heute daran dachte. Es gab nichts, was sie an den Ort ihrer Kindheit zurückzog, seit ihre Eltern gestorben waren. Nichts. Das Häuschen, es war nicht mehr als eine verblasste kindliche Idee eines Nestes aus Geborgenheit. Abgerissen war das Vergangene und ersetzt durch etwas anderes. Etwas Neues, vielleicht sogar etwas Besseres. Genau so musste man die Dinge angehen. So würden sie es angehen müssen. Das heruntergekommene Gebäude abreißen, einige Bäume fällen und zwischen den verbleibenden alten Stämmen einen schicken Neubau errichten. Aus dem Nichts ein Nest erschaffen, ihr Liebesnest, mit Dachterrasse, eleganten Liegestühlen, den Blick über die Bäume hinweg nach Süden, der Sommersonne entgegen, und Felix, der

einen kühlen Drink serviert. Neu. Besser. Der Ort, den sie gesucht hatte, war gefunden.

2 Treibgut

Schon am nächsten Tag fuhr sie nach der Arbeit erneut nach Steinhausen, diesmal mit Felix, dem sie am Vorabend enthusiastisch ihre gemeinsame häusliche Zukunft in den buntesten Farben ausgemalt hatte. Doch als er die dazugehörige Immobilienannonce gelesen hatte, hielt er es für ein Missverständnis. Die enorme Größe des Grundstücks, die angepriesene Nutzung, der hohe Preis – das alles deckte sich nicht mit seinen eigenen Vorstellungen von einem Stück Bauland für ein zwar angemessenes, aber nicht allzu üppiges neues Heim und war, rational betrachtet, reiner Unfug.

Clara hingegen, aufgekratzt, überschwänglich, war nicht von ihrer Idee abzubringen. Also ließ er sich von ihr nach Steinhausen schleppen. Ihren Wünschen konnte man sich einfach nicht verweigern. Er jedenfalls nicht. Er meinte zu wissen, was ihn erwarten würde. Doch nun sah er nur Wald vor sich. Einen Eichenwald hinter einer hohen, beschädigten und von Efeu überwucherten groben Betonmauer. Unter einem Wohngebiet hatte er sich etwas anderes vorgestellt. Weniger Grün und mehr Häuser. Die Straßenseite, auf der sie geparkt hatten, war von dichtem Gestrüpp gesäumt. Dahinter verlief parallel zur Straße das Gleis einer Regionalbahn, hinter der ein kleiner Bach floss, an dem mehrere Wirtschaftsgebäude inmitten von Wiesen und Weiden lagen. Eines der Gebäude stand direkt am Wasser, eine alte Mühle vermutlich. Freilich ohne Mühlrad, denn die meisten Mühlbetriebe hatten ihre Arbeit mangels

Wirtschaftlichkeit schon vor Jahrzehnten eingestellt, wie ich aus einer Chronik des Dorfes erfahren habe.

Die Wohnsiedlung, zu der ihn Clara geführt hatte, bestand nur aus wenigen Häuserreihen, die entlang des Waldes und anscheinend außerhalb des Hauptortes verliefen. Felix schätzte, dass das Gebiet kurz nach dem Krieg entstanden sein musste. Die meisten Gebäude hier stammten noch aus jener Zeit. Hinter der Mauer, vor der sie nun standen, schien gar kein Gebäude zu liegen, nur der Wald, der sich an dieser Stelle bis an den Wall aus Beton und Stahl sein Gebiet zurückerobert hatte.

Clara führte Felix zum Treppenaufgang und die Stufen nach oben. Diesmal blieb sie erst stehen, als sie sich bereits mitten auf der Hochfläche des Grundstücks befanden. Er sah sich um und malte sich vor allem die Menge an Arbeit aus, die hier auf jeden Interessenten warten würde. Das von Clara erwähnte Häuschen im hinteren Teil des Grundstücks lag im Schatten der Eichen und wirkte wie von ihr beschrieben wenig einladend. Felix ging nun voran und schlug den Weg über die Betonplatten zum Haus ein.

Die notwendige Rodung des wuchernden Gestrüpps beiderseits dieses Pfades würde tausende Euro kosten. Die Dicke der Hausmauern war schon aus der Ferne auffällig, doch ob diese überhaupt zu erhalten waren, schien ihm beim Näherkommen zweifelhaft. Eine Eiche, die nur etwa zwei Meter vom Haus entfernt wurzelte, griff bereits mit weit herabhängenden Ästen unter die Dachschindeln und beanspruchte ihren Platz, an dem sie, Prachtexemplar eines deutschen Baums, offensichtlich schon viel länger stand als die bescheidene menschliche Behausung, dessen Erbauer, wenngleich rücksichtsvoll in einer größeren Lücke zwischen zwei Bäumen, so doch ohne tiefgreifende Erkenntnisse über die Bedürfnisse der Natur, häuslich geworden war.

Wie lange das Gebäude wohl schon leer stand? Die beiden schwiegen und ließen den Ort auf sich wirken. Er strahlte eine merkwürdige Ruhe aus. In der Ferne hämmerte ein

Specht seinen Takt, eine gleichbleibende Dreiersequenz, und Felix fragte sich, wann er, der im Lauf der Jahre zum Stadtmensch geworden war, das letzte Mal ein Geräusch des Waldes bewusst wahrgenommen hatte. Er ging weiter und folgte dem Pfad am Haus entlang bis in den hinteren Teil des Grundstücks. An einem völlig verrosteten Schaukelgerüst aus rohem Eisen vorbei gelangte er, dicht gefolgt von Clara, auf eine Wiese aus meterhoch stehenden Gräsern. Von dort aus hatte er Einblick in die hinterste Ecke der Parzelle, in der ein großer verfallener Holzschuppen, dessen schief hängende Tür halb offen stand, unter einer Buche vor sich hin gammelte. Zwei Schritte später stolperte er über einen alten Kochtopf, der halb voll Wasser gelaufen war. Der Topf rollte auf die Seite und scheuchte die darunterwohnenden Käfer aus ihrer Ruhe auf. Leichter Ekel stieg in ihm auf, und er blieb abrupt stehen. Clara stieß mit ihm zusammen.

Aufgeschreckt zuckte er zusammen und drehte sich zu ihr um. »Gruselig. Findest du nicht?« Im gleichen Moment nahm er eine Bewegung in einem nahen Fenster des Hauses wahr. Ein Gesicht hinter dem Vorhang, kurz nur, der Stoff der Gardine bewegte sich noch. »Da war jemand. Eine Frau. Wir werden beobachtet.«

»Quatsch. Da ist niemand. Das Haus ist unbewohnt.«

»Als ich mich umgedreht habe, ist sie schnell vom Fenster weggegangen.«

»Die Maklerin hat gesagt, hier wohnt niemand. Aber wenn da doch jemand ist, sollten wir uns ankündigen, statt hier herumzuschleichen.« Clara ging zurück zur Haustür, um nach einer Klingel zu suchen. Vergeblich. Sie klopfte mehrmals mit dem Zeigefinger dagegen. »Hallo, ist da jemand?«

»Lass uns gehen. Wir sind hier nicht erwünscht.«

Felix fragte sich, welcher Bauträger sich hierfür jemals interessieren würde. Der Aufwand, um aus diesem Urwald etwas Ansprechendes zu gestalten, wäre exorbitant hoch.

Man würde ein Haus abreißen müssen, in dem anscheinend jemand wohnte, der nicht gesehen werden wollte. Danach würde man mindestens fünf der dicken Eichen fällen müssen. Und das auf einem Grundstück, das hinter einer hohen Mauer lag und mit den üblichen Baumaschinen vermutlich nicht zu erreichen war. Das Bauamt würde das niemals genehmigen. Das Ganze würde schon an der Baumfällung scheitern. Da war er sich ziemlich sicher.

Clara ließ nicht locker. »Stell dir vor, man könnte behutsam nur einige wenige Bäume wegnehmen. Die Stadt muss doch auch ein Interesse daran haben, dass das Grundstück nicht zum Urwald verkommt.«

»Trotzdem ist es dann immer noch viel zu teuer.«

»Man könnte über den Preis verhandeln.«

»Sicher, aber die Verkäufer scheinen sich einzubilden, hier ein gutes Grundstück plus ein bezugsfertiges Haus zu verkaufen. Stattdessen müssten sie für den Abriss noch etwas drauflegen. Außerdem ist es bewohnt. Das riecht nach Ärger.«

»Wir lassen es auf einen Versuch ankommen.«

Ich habe Clara nicht besonders gut kennengelernt, aber ich kann mir vorstellen, dass schwer dagegen anzukommen ist, wenn sie etwas unbedingt will. Mit gemischten Gefühlen verließen sie den verwilderten Ort. Doch während Felix, so sehr er sich auch von dieser Gelegenheit angezogen fühlte, nach und nach alle für ihn unerlässlichen Kriterien im Zusammenhang mit einem Hausbau als unerfüllbar abhakte, ließ Clara der Gedanke an das Grundstück nicht mehr los. Hartnäckig wiederholte sie, dass die Zustimmung des Bauamts möglich sei, dass der Verkäufer vermutlich mit sich handeln lasse und dass das Vorhaben mit einem guten Architekten umsetzbar wäre; alles Punkte, die nicht von der Hand zu weisen waren. Nicht auszuschließen, dass sie einen Rohdiamanten entdeckt hatten, der nur darauf wartete, von ihnen geschliffen zu werden. Nach drei Tagen erklärte er

sich ihr zuliebe bereit, mit der Baubehörde in Kontakt zu treten und sich nach den örtlichen Auflagen zu erkundigen. Danach würde sie bestimmt Ruhe geben. Vision hin oder her, für ihn stand außer Zweifel, dass die Behörden in diesem Fall unüberwindbare Hürden parat hatten. Er nahm sich die Zeit zwischen zwei Meetings seiner Abteilung, dem Marketing einer Frankfurter Bank.

Der zuständige Sachbearbeiter des Bauamts gab sich am Telefon unerwartet freundlich. Sicher könne das bestehende Gebäude abgerissen werden. Und die Bäume könnten auch gefällt werden. Ja, man könne dies sogar schriftlich garantieren. Und nein, besondere Einschränkungen hinsichtlich der Bauform gebe es in diesem Gebiet nicht, so dass es angesichts der Größe der bebaubaren Fläche durchaus möglich sein sollte, die individuellen Vorstellungen des Bauherrn im weitesten Sinne zu berücksichtigen. So viel Entgegenkommen, gar Lösungsorientierung, hatte er von Seiten einer Behörde bislang nicht gekannt. Seine Erfahrungen mit Bauämtern waren durchweg negativ, und nun dies, freie Hand für den Bauherrn. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und lächelte zufrieden. Er sah in Gedanken ein architektonisch anspruchsvolles kubistisches Gebäude mit Flachdach, gestalterischen Überständen, großen Fensterfronten und einem von außen nicht einsehbaren Garten entstehen. Sie würden nur diejenigen Eichen stehen lassen, die dem zukünftigen Haus am meisten zur Geltung verhalfen. Seine ästhetischen und wohnlichen Vorstellungen schienen plötzlich umsetzbar, durch Clara, die großartige Clara, die ihn immer wieder antrieb, das Unmögliche zu schaffen.

Felix liebte seine Frau. Und sie liebte ihn. Das spürte ich vom ersten Augenblick an, als ich die beiden sah. Sie strahlten nicht nur eine Verbundenheit aus, wie ich sie selten bei zwei Menschen erlebt habe, sondern bildeten spürbar eine Einheit. Das bewunderte ich, was mich vor

Judith verlegen machte, da ich mich selbst zwar in einer guten, aber im Grunde doch eher durchschnittlichen Beziehung wähnte. Ich glaube, dass sie ähnlich empfand. Doch darüber gesprochen haben wir nie.

Ich war von Anfang an neugierig, hinter das Besondere der Beziehung meines Freundes zu kommen. Er schwärmte von seiner Frau wie ein frisch Verliebter, dabei waren die beiden zu dem Zeitpunkt, als wir Clara kennenlernten, schon mehrere Jahre verheiratet. Das Unmögliche schaffen, so formulierte er selbst es, als er mit mir durch das Wohnzimmer seines fast fertigen Hauses schritt, dessen Statik nach seiner Aussage an die Grenzen des technisch Machbaren ging und doch unauffällig wirkte. Es schien mir, als redete er nicht über die Architektur des Gebäudes, sondern über die seiner Beziehung. Der Anspruch, sich auf Neues einzulassen, gemeinsam das Maximum aus allem herauszuholen, statt sich mit ewig faulen Kompromissen zufriedenzugeben. Ich dachte dabei an einen Drahtseilakt zu zweit, ein Kunststück der Liebe im Alltag, zu dem mir, ich gebe es zu, die Fantasie fehlte. Kunststück - ohne Kinder. Doch Felix und Clara balancierten, sich an Händen haltend, leichtfüßig auf diesem Drahtseil, und wenn ich diese Geschichte erzähle, so muss ich auch von der besonderen Ordnung ihrer Liebe erzählen, ohne die alles Folgende nicht zu verstehen wäre.

Felix malte sich seine Vision des Hauses von Anfang an so detailliert wie möglich aus. Je konkreter sich etwas bildlich vorstellen lässt, desto wahrscheinlicher wird seine Realisierung. Ermöglichte nicht ein Fenster im Obergeschoss des Nachbargebäudes unerwünschte Einblicke auf ihre zukünftige Terrasse? Oder verhinderte dies ein Baum, der da stand, eine Buche oder Ähnliches? Er konnte sich nicht genau erinnern. Sie würden zur Umsetzung ihrer Visionen definitiv einen guten Architekten brauchen. Am liebsten hätte er Clara die erfreulichen Neuigkeiten sofort und im

Detail überbracht, einschließlich seiner Ideen. Doch er hatte dafür keine Zeit, zu viele Termine. Also warten bis nach Feierabend und stattdessen eine praktische SMS.

»Wow - BINGO!« Ihre prompte Reaktion ebenfalls per Kurznachricht. Ich war erstaunt festzustellen, dass die beiden ihre intimste Konversation per Kurznachricht, in Summe mehr als tausend SMS, über Jahre archiviert und ausgedruckt hatten. Obwohl peinlich berührt, solche Details zu erfahren, handelte ich mir von Judith den Vorwurf ein, mich an Porno zu ergötzen. Doch die Zusammenhänge müssen als Ganzes offengelegt, das Notwendige darf nicht verschwiegen werden. Schließlich leben wir in einem aufgeklärten Zeitalter. Ich hoffe, ich kann sie davon noch überzeugen.

Clara wäre ihrem Liebsten an diesem Tag gern vor Freude um den Hals gefallen. Und dann, ihn spüren, anknüpfen an ihr Verlangen vom Morgen, als sie vom lauten Piepen des Weckers unsanft aus nächtlicher Umarmung getrennt worden waren. Seither sehnte sie sich nach ihm, nach seinem Körper, und der Erfolg des Tages verstärkte dieses Begehren. Der Aufschub bis zum Abend überaus lästig, die vor ihr liegenden Stunden, Seiten voller Paragraphen, trockene Materie, eine einzige Qual. Claras impulsives Wesen duldet keine Aufschübe dieser Art. Es will dann umso mehr: Wenn sie am Abend nach Hause käme und er auf sie zuginge, um sie zu umarmen, überschwänglich vor Freude, weil sie ein Haus bauen würden, würde sie ihn im Eingang stehen lassen, würde Handtasche und Mantel elegant auf einen Stuhl werfen und das Thema wechseln. »Hast du die E-Mail von Vera gelesen? Sie lädt uns zu einer Party ein.« Ihn ablenken, umlenken, auf sich lenken. Und wenn er ihr begriffsstutzig mit der Zustimmung der Stadt zur Fällung der Eichen käme, würde sie sich aufrecht vor ihn stellen, die Hände an den Hüften, und ihn mit den Augen fixieren, bis er schwieg. Sie würde ihn zum großen Sofa im Wohnzimmer führen und ihn behutsam, aber bestimmt in die weichen

Lederkissen drücken, sich mit einem aufreizenden Schritt über ihn stellen und unter die raschelnde Seide des Unterrocks greifen, die erste Zerreißprobe für das neue bordeauxrote Etuikleid, würde genau diese Hand vor seinen Mund führen und ihren Finger hineingleiten lassen. Ihr Duft würde ihn betören, und er würde sie aus dem Kleid schälen wollen. Doch es ging nach ihren Regeln, und darin war kein Platz für sinnliche Vorspiele. Sie würde ihre Begierde an ihm stillen, ihn nach Belieben benutzen, ihn unter sich legen, bis er sich restlos fügte. Und dann würde sie wie ein Wirbelsturm über ihn hinwegfegen.

So oder ähnlich muss es geschehen sein, und als sie mit ihm fertig war, schwang sie sich erhitzt von ihm und rückte ihr Kleid zurecht. »Geh duschen.« Worte wie Ohrfeigen, hart und kalt, aber bewusst gesetzt, als Schlussakt ihres dominanten Treibens, um ihn kurz vor der Erfüllung seiner Wünsche abzulenken. Sie genoss es, ihn in diesem Zustand zu halten, auf der Kante, stunden-, ja tagelang, um sein Sehnen ins Unermessliche zu steigern, und manchmal tat sie es ihm nach. Ein Zustand, den sie als äußerst reizvoll empfand, mitunter reizvoller als einen Höhepunkt. Die Welle der Ohnmacht, die Felix erfasst und bis zum Schluss mitgetragen hatte, sollte ihn nun wie gestrandetes Treibgut keuchend an Land spülen und ihn unentspannt sich selbst überlassen.

Felix gehorchte, trotz seines Verlangens. Er würde es mit sich herumtragen, bis sie ihn davon erlöste, so sehr begehrte er sie, kannte kein heftigeres Begehren, als sich ihr zu unterwerfen. Aufgewühlt und doch glücklich ging er ins Bad.

3 Familie Weller und der Krieg

Peter, Sophie, Anna, ab ins Bett!«

Lotte Weller stand im Türrahmen der Wohnstube und rief laut in die im Halbdunkel liegende Diele hinaus. Es würde das letzte Mal sein für unbestimmte Zeit. Morgen früh würden die Kinder mit ihrer Klasse und dem Lehrer aufs Land verschickt werden. Befehl der Stadtoberen.

»Wir trotzen dem Terror, Führer befehlt, wir folgen!« Solche und andere Parolen waren seit Tagen an Hauswänden zu lesen. Sie konnte sich noch gut an den allerersten Bombenangriff erinnern, damals im August '41. Die Sirenen waren nicht wie sonst zur Übung angekündigt worden, sondern hatten für den Ernstfall geheult. Dann wurde der Himmel dunkel, als fiele ein Schwarm todbringender Vögel über die Stadt her. Lotte sehnte sich nach etwas Normalität. Es war schon so lange her, dass sie einen launigen Sonntagsausflug an den Main gemacht hatten. Die bildhaften Eindrücke des im strahlenden Sonnenlicht glitzernden Wassers, der fröhlich den Weg entlangadelnden Menschen, der farbenfroh im Wind wehenden Sommerkleider der Mädchen, von den Jungen mit anerkennenden Blicken goutiert, sie verschwammen ihr zunehmend. Es war damals ihre liebe Gewohnheit gewesen, einen solchen Tag im Garten des Ausflugslokals Gerbermühle mit einem Schoppen Apfelwein zu krönen. »Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein«, ging es ihr durch den Kopf. Man sagt, ein Spaziergang zur Gerbermühle soll Goethe seinerzeit zu diesem Satz im »Faust« inspiriert haben, das berühmte Drama des Dichturfürsten, ein

Höhepunkt deutscher Literatur. Und nun heulten die Sirenen. Das tiefe Dröhnen herannahender Bomber, Detonationen, Feuer und Trümmer. Bilder von schreienden Menschen, Verletzten, Toten brannten sich unauslöschlich in das eigene Gedächtnis ein. So viele Tote. Die Nachbarin Elsa, mit ihren zwei kleinen Kindern an der Hand, stand auf der Straße, sie hatte sie vom Küchenfenster aus gesehen, auf dem Weg in den Keller, dann das Sirren in der Luft, ein Schlag, eine Explosion, schwarzer Staub und Schutt in der Luft, die Scheiben zitterten, sie hatte sich im Türrahmen geduckt. Als sie wieder aufstand, um in den Keller zu rennen, war an der Stelle, wo die Nachbarin gestanden hatte, nur noch ein Krater.

Zweieinhalb Jahre ging das nun schon so. Und es wurde immer schlimmer. Keine Nachricht von den Eltern, keine Nachricht von der siegreichen sechsten Armee, von ihrem Bruder. Wenn sie gesiegt hatten, in Stalingrad, wo war ihr Bruder dann jetzt? Auf dem Weg nach Moskau, zu Stalin persönlich? Was konnte man noch glauben? Vermutlich war auch die Gerbermühle längst zerstört. Wie alles Leben in Lotte. Anfangs hatte sie als Ärztin noch helfen können, in ihrer Praxis. Dann wurden die Fälle immer gravierender. Abgerissene Gliedmaße, heraushängende Innereien und Gedärm. Ab da hatte sie im Markus-Krankenhaus weitergearbeitet. Bis zum letzten Angriff, bei dem es völlig zerstört worden war. »Danke Herrgott, dass wir rechtzeitig evakuiert worden sind«, die Ärzte und Pfleger und auch einige der Patienten. Doch die meisten Kranken und Verletzten hatten es nicht geschafft. Die Erinnerung daran lastete schwer auf ihrem sensiblen Gemüt. Weg, ihr schrecklichen Bilder, geht weg! Die Augen zu, alle schlimmen Gedanken verscheuchen. Neuerdings zuckte sie am ganzen Oberkörper bei lauten Knallgeräuschen oder auch einfach so. Alles, was noch zählte: die eigenen Kinder Peter, Sophie, Anne.

Sie hätte gern darüber gesprochen, mit Ludwig, mit ihren ehemaligen Kollegen, mit wem auch immer. Doch wann bloß?

Und am Ende auch egoistisch und schwach, denn es war offensichtlich, dass es den Menschen um sie herum nicht besser ging als ihr. Wie schwach sie sich fühlte, unendlich schwach. Doch durfte sie sich das bloß nicht anmerken lassen. Der Führer forderte Stärke, gerade jetzt, kurz vor dem Endsieg, denn das Schwache würde zweifellos untergehen. Lotte wollte nicht untergehen. Sie wollte leben. Und sie hatte Angst, dieses Leben zu verlieren. Also schwieg sie und verdrängte ihre Sorgen und Nöte, indem sie noch Schwächeren half. Doch hatte das Elend um sie herum mittlerweile ein solches Ausmaß angenommen, dass sie überfordert war. Alles um sie herum stürzte zusammen. Glücklicherweise waren sie und ihr Mann Ludwig samt der Kinder bislang unversehrt geblieben. Bislang. Doch morgen würden sie die Kinder verlieren. Sie wusste nicht einmal, wohin sie gebracht würden. An einen besseren Ort, gewiss. Ihre letzten Vorräte gingen langsam zur Neige und neuerdings gab es auch kein fließendes Wasser mehr. Ludwig, der als Architekt schon seit geraumer Zeit keine Arbeit mehr fand, hatte sich bei der örtlichen Feuerschutzpolizei unabkömmlich gemacht. So konnte er sich sicher sein, als Jahrgänger 1908 nicht doch noch zum Militär eingezogen zu werden. Er wollte Rödelheim schon seit längerem verlassen, aber Lotte hatte nie eingewilligt, weil sie im Krankenhaus gebraucht wurde.

»Führer, befehl, wir folgen ...«

Wem half das am Ende wirklich? Aber man durfte nicht laut zweifeln, das wusste sie spätestens seit der Sache mit dem Nachbarn Schmidt vor zwei Monaten. Der hatte nach einem feindlichen Bombardement laut auf die NSDAP geschimpft, und zwei Tage später hatten Uniformierte ihn abgeholt.

Seither ist er spurlos verschwunden. Man sagt, die Gestapo habe ihn ins Hauptquartier in die Lindenstraße gebracht. Schlimmes hörte man von dort, Folter und mehr. Die schienen neuerdings alles zu dürfen. Lebten sie denn nicht in einem Rechtsstaat?

Wenn man wenigstens wüsste, was wirklich los war. Durchhalteparolen, die den Endsieg versprechen, aber seit Januar wurden die Bombardements immer häufiger und die Anzahl der Bomber nahm immer mehr zu. Das konnte kein gutes Zeichen sein. Gestern Abend hatten sie ganz Rödelheim zerstört. Seither blockierten auch hier sich türmende Trümmernmassen die Straßen. Aus dem zerstörten Abwasserkanal stank es widerlich. Lotte wusste, dass dadurch die Gefahr für Epidemien rapide stieg. Gas gab es auch keines mehr in den Wohnungen. Stattdessen, wenn man Pech hatte, konnte es passieren, dass man in die Luft flog, wenn man sich an einer Straßenecke eine Zigarette anzündete. Auch die großen Fabriken im Ort, Weil und Schloss, lagen in Schutt und Asche. Rödelheim war nicht mehr. Sie konnte nicht mehr. Ihre Angst vor dem Tod war groß, doch sie würde alles Notwendige tun, um Leben zu retten, das anderer, und vor allem das der eigenen Familie. Allerdings war ihre Angst vor der Gestapo kaum geringer, und so entschied sie sich, keine Fragen zu stellen, sondern zu schweigen.

»Mutter, sagst du uns noch Gute Nacht?«

Die Bitte ihres achtjährigen Sohnes riss sie aus ihren Gedanken. »Ja, Peter, ich komme.«

Nachdem sie alle drei Kinder liebevoll gedrückt und geküsst hatte, verließ sie schneller als sonst die kleine Mansarde, in der die Kinder ihre Betten hatten, schloss die Tür hinter sich und ging zügig zurück in die Stube. Die Kleinen sollten ihr nichts anmerken. Tränen liefen ihr übers Gesicht. Um sich abzulenken, überprüfte sie noch einmal die drei kleinen Beutel, die sie den Kindern für morgen gepackt

hatte. Je eine Garnitur Wäsche, eine Hose und einen Pullover. Zum Schreiben einen Bleistift, das Schulheft und ein Lineal. Sie sollten am anderen Morgen pünktlich um 7.30 Uhr mit dem Zug vom Bahnhof abfahren. Was würde dann aus ihnen werden? Was würde aus Ludwig und ihr werden? Alle Zukunft zerstört. Ob es für Ludwig und sie nicht auch besser wäre, aufs Land zu gehen? Sie hatte gehört, dass man von Rödelheim aus gut ins Hinterland bis Wahlberg käme. Vielleicht lieber jetzt, noch rechtzeitig, bevor es zu spät sein würde?! Der Blick aus dem Wohnzimmer in Richtung Süden verhieß nichts Gutes. Noch immer war die Weststadt von den Flammen des Feuersturms, der seit gestern tobte, hell erleuchtet.

Ludwig war seit dem frühen Abend nicht mehr zu Hause gewesen. Sie hatten ihn zum Einsatz gerufen, kurz nachdem die Bomber die Stadt heimgesucht hatten. Es hatte diesmal kein Ende nehmen wollen. In drei Wellen waren die Angriffe über sie hereingebrochen, und als es dann endlich, endlich vorbei war, war Ludwig wortlos aus dem Haus gegangen und hatte sie und die Kinder im Luftschutzkeller zurückgelassen. Sie musste sich allein davon überzeugen, dass sie wieder zurück in die Wohnung konnten. Wieder einmal hatten sie Glück gehabt. Doch was würde danach kommen? Angstvolle Fragen, bange Gedanken schwirrten ihr im Kopf herum, aber sie schwieg. Auch Ludwig hatte seit Tagen nicht mehr wirklich mit ihr geredet. Es schien, als schnürte das Schweigen die Kehle des jeweils anderen zu. Doch sie war zu müde, um darüber nachzudenken. Erschöpft nickte sie, mit ihren Gedanken allein gelassen, am Tisch ein.

Es war der Abend nach dem schwersten Luftangriff auf Frankfurt am Main im Jahr 1944. In dieser Nacht wurde eine der schönsten und bedeutendsten mittelalterlichen Städte Deutschlands vernichtet und in einem einzigen Bombenhagel seiner ursprünglichen Identität restlos

beraubt. Von der Neustadt und dem östlichen Sachsenhausen war nicht mehr viel übrig, der Römer und die ehemaligen Patriziersitze glichen einem Schlachtfeld. Erstaunlich, dass die Kirchen weitgehend intakt geblieben waren. Lediglich an der Liebfrauenkirche hatte man einen Brand im Dachstuhl zu beklagen. Ob wohl Gott hier seine schützende Hand im Spiel hatte? Das jedenfalls mutmaßten vor allem jene, die ihr unerschütterliches Vertrauen in den Herrn auch im zwölften Jahr der Naziherrschaft nicht verloren hatten. Weniger Gottesfürchtige hätten durchaus fragen können, ob die gesamte Dreifaltigkeit in jener schweren Zeit von ihrem höchsten Amt Urlaub genommen habe. Denn es waren nicht nur über siebentausend Gebäude in kürzester Zeit zerstört, sondern vor allem den Menschen ein Leid apokalyptischen Ausmaßes aufgezwungen worden. Tausende hatten über Nacht ihr Heim, ihr Zuhause verloren, Familien waren zerstört, Kinder ihrer Eltern beraubt, Liebende ihren Partnern für immer genommen worden.

Während Lotte zu Hause erschöpft auf einem Stuhl saß und schlief, trieben Ludwig ganz andere Sorgen um. Er hatte sich durch Trümmerhaufen und über verschüttete Wege zu seinem Löschzug, der noch über funktionsfähiges Löschgerät verfügte, durchgearbeitet. Sie hatten es gemeinsam und auf Umwegen in die Altstadt geschafft, dort schien die Not am größten. Die Alliierten mussten hunderttausende Brandbomben gelegt haben. Die einzelnen Brandherde, durch den Wind zu einem einzigen gigantischen Feuersturm vereint, fegten nun wie ein Orkan mit großer Geschwindigkeit über die ganze Stadt hinweg, legten sie in kürzester Zeit in Schutt und Asche. Als die Feuerschutzpolizei aus Rödelheim sich nach Stunden durch die Nacht über die Ludwig-Landmann-Straße und die Theodor-Heuss-Allee bis in die Nähe des Hauptbahnhofs vorgearbeitet hatte, war längst nichts mehr an den Gebäuden zu retten. Die Menschen hatten sich in die